

## Das Land Gottes

Kultur und Sittenbilder aus dem alten Spanien

Spanien war seit jeher das katholische Land der Eroberer, das Land der Kirchen, der feierlichen Prozessionen, der goldenen Altäre; deshalb auch das Land des düsteren Aberglaubens, der blutigsten Ketzer- und Hexenprozesse, der Hinföhlachtung andersgläubiger, der Unterwerfung selbst der Mächtigen unter das Diktat der Kirche. Seit dem 17. Jahrhundert erkannten die Könige die Bischöfe regelmäßig als eine über ihnen stehende Autorität an und warfen sich vor ihnen zu Boden. Die Könige erklärten offen, die Kirche sei es, der sie ihren Thron verdanken.

Nirgends in der Welt ist um bloßer Religionsmeinungen so viel Blut geflossen wie in Spanien, wo die Kirche gezeigt hat, wie man die Lehren des Zimmermannsohnes in schrankenlose Machtheologie umzuwerten vermag.

Nach der Eroberung von Granada erließen König Ferdinand und Königin Isabella ein Dekret zur Vertreibung der Juden. Diese wurden hingerichtet und zu Tode gequält, wenn sie sich weigerten, Katholiken zu werden. Man beraubte die Juden aller ihrer Güter und nahm ihnen mit Gewalt ihre Kinder ab, die zwangsweise getauft wurden.

Karl V., ein Habsburger, der auch über Spanien herrschte, empfahl in einem Kodizill, „Ketzer“ nie zu begnadigen, sondern diese Menschen immer hinzurichten. Sein Sohn, Philipp II., huldigte dem Prinzip: „Nieher gar nicht, als über Ketzer zu herrschen.“ Sein Feldherr Herzog Alba konnte sich rühmen, er habe innerhalb von 6 Jahren in der Niederlande mehr als 18.000 protestantische Ketzer hinrichten lassen, abgesehen von jenen vielen Tausenden, die auf dem Schlachtfeld blieben. Wes Geisteskind König Philipp II. war, beweist die Tatsache, daß man ihm nur freudig nahen durfte. Die Servilität gegenüber Kirche und König nahm ekelerregende Formen an und fand selbst in den Dichtungen eines Lope de Vega und eines Calderon ihren Ausdruck. Ein spanisches Sprichwort dieser Zeit lautet: „Mas pesa el rey que la sangre.“ (Erst der König, dann ich selbst.) Ein Weib, das der König berührt hatte, mußte ins Kloster, sie war durch ihn „geheiligt“.

Im Jahre 1626 gab es in Spanien 9000 Männerklöster. 1632 zählten die Ordensbrüder Dominikaner und Franziskaner allein 32.000 Mitglieder. In der Diözese von Sevilla gab es um diese Zeit 14.000, in der von Calahorra 18.000 Kapläne. Die Orden sammelten ungeheure Schätze an, gewannen immer größere Bodenreichtümer.

Damals zählten es hohe Adelige zur höchsten Ehre, dem Priester beim Anlegen der Kleider dienlich zu sein und seine Hände zu küssen. Selbst die großen Geister Spaniens beugten demütig ihr Haupt vor der Macht des Klerus. Lope wurde Kammerling der Inquisition,

Cervantes, der Dichter des „Don Quichote“ drei Jahre vor seinem Tode Franziskaner, Tirso de Molina, Moreto, Solis, Mariana, Minana, Gracian, Dichter, Historiker, Philosophen wurden Priester.

Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts wurden die seit Jahrhunderten in Spanien ansässigen Mohammedaner (Mauren) „befreit“. Sie mußten alles Nationale ablegen, durften nicht arabisch lesen, ja durften nicht einmal ihre Väter besuchen, die niedrigeren wurden. Die frommen Eiferer zerstörten selbst ihre Wohnhäuser. Als sich die Unterdrückten 1568 zur Wehr setzten, entbrannte ein blutiger Kampf, der drei Jahre währte und tausende Blutopfer erforderte. Die Mohammedaner unterlagen und nun begann erst recht ein grausamer Ausrottungsfeldzug gegen sie. 1602 überreichte der Erzbischof von Valencia Philipp III. zwei Denkschriften, worin die Mauren (Moristen) als die Urheber allen Übels angeprangert wurden. Man müsse sie ausrotten. Dieser fromme Wunsch wurde 1606 zum Gesetz. Wie wilde Tiere jagte man die gewerbesfähigen Mauren aus dem Lande, viele wurden erschlagen und ausgeplündert, ehe sie nach Afrika auswandern konnten. Weit über 100.000 kamen auf diese Weise um. Nach der blutigen Verfolgung der begabten, geistig hochstehenden maurischen Bevölkerung wurde Spanien kulturell eine Art Kolonie des benachbarten Frankreich, Künste und Gewerbe verfielen, eine Stagnation trat im öffentlichen Leben ein. Fremde mußten berufen werden, um die eingeborene, geistig sehr tiefstehende Bevölkerung zu belehren. Die Städte verödeten. Madrid, das zu Anfang des 17. Jahrhunderts 400.000 Einwohner zählte, war 100 Jahre später eine Stadt mit weniger als 200.000 Einwohner, Sevilla hatte im 16. Jahrhundert über 16.000 Webstühle, welche 130.000 Menschen beschäftigten. Nach der Moristen-Verfolgung waren es nur mehr 300 Webstühle, wobei die Bevölkerungsziffer um drei Viertel fiel. Die unbeforderte Polizei von Madrid löste sich auf und

bildete sich zu einer Räuberbande um. Und dennoch gab die spanische Akademie 1847 (achtzehnhundertsebenundvierzig) einer historischen Arbeit den Preis, in der ein Verfasser nachzuweisen versuchte, die Moristenkegelei habe dem Lande erheblich genützt.

Noch im 18. Jahrhundert war es verboten, an der Universität von Salamanca über die Werke des englischen Physikers Newton zu lesen, weil sie mit der Lehre der Kirche nicht so gut übereinstimmten als die Lehren des Aristoteles.

1760 erklärte die von Klerikern stark beeinflusste medizinische Fakultät einer spanischen Universität, die Reinigung der durch Kot hart verunreinigten Straßen sei gesundheitsgefährlich. Ungeziefer galt nicht als schimpflich und in einem Drama Calderons diskutiert ein Kavaliere vom Hofe mit einer Dame über die Käuse, die er gerade in seinen Haaren gefunden und zerdrückt hatte.

Kastilien hatte schon 1169, also 100 Jahre vor England, eine Volksvertretung, Leon schon 1020 eine Stadterfassung, durch die Herrschaft, die Alleinherrschaft des Klerus aber, verlor das spanische Volk seine Mündigkeit.

Nirgends hat die Inquisition (das Glaubensgericht) so gewütet wie in Spanien, wo sie unter der Führung des Dominikaners Torquemada stand, eines Mannes, dessen Name mit Blut im Buch der Geschichte geschrieben steht. Er hat die kirchliche Blutschutz zu einem System ausgebaut, das sich 300 Jahre lang behaupten konnte. Nach einem durchaus authentischen Bericht sind in den 18 Jahren der Amtsführung Torquemadas in Spanien 16.220 Menschen lebendig, 6860 als Leichen verbrannt worden. 97.321 wurden gefoltert, lebenslanglich eingekerkert und ihrer Güter verlustig erklärt. Im ganzen sind 185.328 Menschen verurteilt worden. So sicherte sich der Klerus in Spanien durch ungläublichen Terror eine Macht, die er viele Jahrhunderte, bis ins 20. Jahrhundert bewahren konnte.

1767 wurden die allmächtigen Jesuiten auch aus Spanien vertrieben, aber unter Karl IV. (1788—1808) kehrten sie wieder zurück und mit ihnen die alte klerikale „Kultur“. Erst 1837 wurde die Inquisition in ganz Spanien beseitigt. Aber ihr Geist blieb bestehen, besteht bis zum heutigen Tage. 60 Prozent Analphabeten sind die Frucht dieser Geistesknechtschaft, die niederzuzwingen Hauptziel der spanischen Revolution ist, und wenn sich die Erbitterung der Revolutionäre in erster Linie gegen den Klerus richtet, so hat dies seine Ursachen in der geschichtlichen Entwicklung des Landes.

Ludwig.

UPTON SINCLAIR:

### Briefe an einen Arbeiter

mit Zeichnungen von Lili Réthi Ké 20.—

Zu beziehen durch alle Kolporteur

Auslieferung: Zentralstelle für das Bildungswesen Prag XII., Slezská 13



# Die Ernährung der Erde

Von R. S. Francé.

Die Ereignisse einer langen Seefahrt sind unendlich einfacher Natur, wenn die Reise ohne Zwischenfälle verläuft. Ein paar Tage lang begleiten noch Vögel das in die Endlosigkeit ziehende Schiff; auch der Delfine munteres Spiel verschwindet, wenn die Küstengewässer verlassen werden. Nach drei bis vier Tagen nimmt die Hochsee jedes Schiff mit der Einsamkeit und völligen Oede einer blauen Wasserwüste auf. Nur dem geschulten Blicke des See- und Tierkundigen erschließen sich die feinen Blüge des Lebens, das natürlich auch hier nicht fehlt. Nur er merkt draußen in der blauen Leere an den allmählich auftauchenden Lila schimmernden oder rosigen Hütcchen der Segelqualen oder der „portugiesischen Gasleere“, daß die Fahrt sich den Tropenregionen nähert; nur ihm sagen die langen, glänzenden, wie Delfireifen schimmernden Schlangenumwindungen etwas, die bei ruhigem Meere bald überaull das Schiff umfieber. Er weiß, daß das „Tierströme“ sind (Zoozooren). Blickt er auch vom hohen Bord vergeblich hinab, wenn der Dampfer einen der schimmernden Ströme schneidet, so weiß er doch, daß in einem Boote da unten mit dem einfachsten Netz in wenigen Minuten hunderte der schönsten Tiere zu erbeuten wären, die von der Reeling aus nur deshalb nicht zu sehen sind, weil die meisten von ihnen glasklar durchsichtig oder winzig klein sich vor dem Auge verbergen. Die Höhe des Dampfers legt die Distanz zwischen den Reisenden und die Tierwelt der See.

Schon eine Fahrt im Ruderboote gestattet ganz andere Beobachtungen und führt in die Hülle der im Wasser lebenden Schwebewelt ein. Läßt man sich ruhig in der Strömung treiben, so wird man fast immer Quallen erblicken, die wie gläserne Kelche aus der Tiefe auftauchen, ruckweise sich zusammensziehen, um mit dem Schirmende voranzuschwimmen. In der Nähe betrachtet, sind die Staatsqualen, von denen man oben nur das perlmuttartig irrisierende Segelchen erblicken konnte, überaus stattliche Gebilde mit meterlangen Fangarmen, die wie ein reiches Franzenwerk herabhängen, im rastlosen Spähen nach Beute. Man sieht meterlange Ketten der faustgroßen Salpen, die sich dem Blick nur ab und zu offenbaren, wenn die eine oder andere, vom Lichtstrahl schräg getroffen, farbig aufleuchtet. Sonst sind sie infolge völliger Durchsichtigkeit nicht erkennbar. Hochseefische kann man übrigens auch vom Boot aus meist nicht sehen, außer den in den Tropenmeeren nirgends fehlenden fliegenden Fischen, denn fast alle kommen nur nachts an die Oberfläche.

Aber da fesseln den Blick kleine, perlmuttartig schimmernde Trauben von zierlichen Kugeln, manchmal klein wie Glasperlen, nur selten pfenniggroß. Auch die rudernden Matrosen kennen sie, haben sogar einen Namen für sie, nämlich „Qualster“, was die uralte, selbst vielen Zoologen vom Fach unbekannt deutsche Bezeichnung für Radiolarien ist. Tatsächlich kann man viele Radiolarien mit freiem Auge erkennen, und es ist geradezu unbegreiflich, daß man so viele Jahrehunderte lang an diesen, selbst der Küstenbevölkerung bekannten Geschöpfen achlos vorbeigehen konnte. Die Wissenschaft kennt sie kaum seit hundert Jahren.

Plötzlich springt aus der Blau ein blauer Wis auf. Für einen Augenblick verwandelt er sich in kupferiges Rot, und sofort ist er wieder

verschwunden. Wie eine kleine metallisch blau schimmernde Scheibe sprang ein Männchen der zierlichen Krebschen auf, die ob dieses Farbenspiels den schönen Namen Sapphirina erhalten haben, dort noch eines, dann Duzende, als Zeichen, daß die ganze Oberfläche des warmen Wassers von ihnen im Jagdeifer belebt ist.

Hätte man wenigstens nur in dieser Art vom Boot aus die Hochsee beobachtet, dann hätte man längst wissen müssen, daß eine ganze große Tiergesellschaft sich regelmäßig auf ihr herumtreibt. Denn es sind Riesen darunter. Der „Venusgürtel“ wird bis eineinhalb Meter lang; manche Staatsqualen werden vier Meter; Medusen erreichen einen Meter im Durchmesser ihrer Scheibe und leben sicher mehrere Jahre lang. Aber nichts von alledem sah und wußte man, abgesehen höchstens davon, daß Fisch- und Medusenschwärme auch über die Weltmeere ziehen. Noch Darwin versuchte vor 90 Jahren einfach mit Säcken aus grobem, undurchlässigem Segeltuch solche Hochseetiere zu fangen. So war denn erst das Jahr 1845 der Zeitpunkt der Entdeckung des Meeresplanktons. Immer noch primitiv genug ging damals der Berliner Zoologe Johannes Müller auf Helgoland mit

einem Schmetterlingsnetz aus durchbrochener Gaze darauf aus, kleine Seetiere zu fischen. Erst die berühmte, zweieinhalb Jahre hindurch alle Weltmeere durchforschende Expedition des englischen Kriegsschiffes „Challenger“ (von 1872 bis 1876) brachte den Nachweis, daß der größte Teil der Erde nicht lebensleer sei, wie man früher dachte, sondern zugleich das größte und wichtigste aller Lebensgebiete sei, die „Ernährung“ für alles übrige, was da kreucht und fleucht.

Man hat davon ganz falsche Begriffe. In der Schule und im praktischen Leben müßte endlich einmal ganz im Vordergrund die Tatsache stehen, daß von den 510 Millionen Quadratkilometern der Erdoberfläche 365 Millionen vom Meeresplankton bewohnt sind. Im Gegensatz zu dem nur auf der äußersten Rinde Leben tragenden Festland ist außerdem dieser „Wasserkontinent“ bis in 200 Meter Tiefe voll, bis zu 400 Metern noch immer reichlich lebensüberfüllt. Demnach ist das Antlitz der Erde so überwältigend ozeanisch, die Plankton-Lebensgemeinschaft so sehr das eigentliche Leben auf Erden, daß eine Zoologie, die die Tiere nach ihrer „Bedeutung für das Gesamtleben“ behandeln würde, anstatt nach ihrer Bedeutung für den Menschen, drei Viertel ihres Inhaltes mit Tier Schilderungen aus der Wasserwelt ausfüllen müßte. Und Meeresplankton wäre darin dann einer der größten Abschnitte.

## Nizza von unten

Von Peter Kilian

Es war an einem Sonntag abends, als ich nach Nizza kam. Auf der „Promenade des Anglais“ jagten sich beiderseits die Autos, und die Omnibusse heulten und brüllten auf dem glatten Asphalt dahin. Vom Meer her wehte ein rauher Seewind und die Wogen verursachten einen ohrenbetäubenden Lärm an den bedeckten Ufern.

Vor dem „Kasino“, das sich wie ein Märchenpalast aus dem Meere erhebt, krachte die Achse meines eiligen Fahrrades und sprang nach beiden Straßenseiten kirschend auseinander. Man lachte und farbig betupfte Frauengesichter besäugten betwundernd meinen Schaden. Mein Pech harmonisierte unangenehm mit dem wilden Meer, den rauschenden Palmen und den ewig sonntäglich gekleideten Menschen. Die Sonne hatte mir jedweden Sinn für komische Situationen aus dem Gehirn gebrannt, auch hatten meine Taschen beinahe ausgeklingelt und nun handelte es sich nur darum, in dieser schönen Stadt eine Schlafgelegenheit zu finden.

Und nach endlos scheinenden Fragen, deren Antworten mich von einer Straße in die andere schoben, bis ich ganz hinten, im alten Nizza, in einem dunklen, überdachten Winkel das „Nachtasyl“ gefunden hatte.

Drei alte Männer hockten sitzend auf einer Steintrappe und ein junger Neger zeichnete mit dem Fingernagel knirschend Figuren in die Wand. Ich setzte mich zu den Alten hin, und es gelang mir, einen zerlumpten Bretonen — wie sich nachher herausstellte — ins Gespräch zu ziehen, das zwar bald wieder stockte, als er mir erzählt hatte, daß bald nichts mehr los sei und man ruhig verreden könne, Arbeit gebe es doch keine mehr, auch wenn man für das Vaterland gekämpft habe, und plötzlich hob er an Stelle des Weines einen Holzfuh vor mein Gesicht, den ich

vorher gar nicht bemerkt hatte. Dann sagte er nichts mehr, sondern kratzte nur in seinem schon einige Wochen alten Bart und spuckte verächtlich in die gegenüberliegende Rinne.

Ein Moment später öffnete sich die Tür hinter uns und wir traten gemächlich ein. Ein beleibter, gutmütig blickender Südfranzose, der eine Mütze mit der Aufschrift „Asyl de Nuit“ auf seinem ergrauten Kopf trug, und sichtlich stolz seinem Amte oblag, wies uns mit einer fast königlichen Geste die Treppe hinauf, in der ein ekliger Geruch lagerte; es roch nach Schweiß und Urin, nach alten Kleidern und vermoderem Papier. Einer nach dem anderen wurde in ein großes Buch eingetragen, worauf man wiederum in einen Hof geführt wurde, der ebenso verpestet war. Es war ein kleines Betonquadrat, düster und dumpf, eingerahmt von tahlen, grauen Wänden, und vom Himmel war nur hoch oben ein kleines Stück sichtbar.

Man stand gelangweilt herum. Ging in das in der Mitte stehende W. C., um zu rauchen, da es im Hof strengstens verboten war. Ein junger Pariser erzählte kleine Sensationchen, flüsterte und mit Wis, um den Neger, der naiv wie ein Kind lachte, dem Lachen der anderen preiszugeben.

Wir waren groß an der Zahl, Menschen verschiedener Nationen und Sprachen, alte und junge, und wie Schulknaben saßen wir dann in einem dunkeln, gräuelnden Raum. Wie zum Hohn stand eine verstaubte Muttergottes in einer Ecke und von den Wänden schauten würdevoll große Wohläter, denen wir alle diese Herrlichkeiten zu verdanken hatten. Leise wurde untereinander geschwätzt, da laute Worte mit Hinauswerfen bestraft wurde, bis ein nervöser, bebrillter Herr eintrat und ein Gebet herunter-



schnatterte, so daß wir nicht einmal Zeit hatten, „aufzustehen“.

Dann ging es wiederum im Gänsemarsch hinter dem Bemühten her in die Küche, wo eine zum Zerplagen dicke Nonne mit Diktatorenmiene Suppe in die Teller planzte. Darauf betete auch sie und ihr Atem ging keuchend durch den Raum. Wie Wölfe fielen die Armen über die Suppe her, die sich aus heißem, ungefalzenem Wasser und Brotklumpen zusammensetzte; das Brot klitschte wie nasses Papier in die Stühle und verursachte ein jämmerliches Nebelempfinden. Trotzdem beteten einige der „Aunden“ die Dide wie eine Heilige an, um noch einen Teller voll zu erhalten.

Und von neuem ging es die Treppe hinauf, im Gänsemarsch, immer hinter dem Bemühten her. Die soeben Angekommenen erhielten ein Bett zugeteilt, während solche, die schon drei Nächte hier schliefen, sich mit Holzsprüchen zufrieden geben mußten. Um neun Uhr war alles still. Nur eine matte Fungel beleuchtete schwach den dunkeln, ungemütlichen Schlafraum.

Gegen Mitternacht erwachte ich plötzlich. Das Bett wimmelte von Wanzen. Die vollgefügten rannten sie über das graue Leintuch und über eine Art Kopfpolster. Ich war schon jämmerlich zerstoßen; große, plumpe und schmerzhaft weuln hatten sich an meinem ganzen Körper gebildet. Wütend machte ich Jagd auf alle erreichbaren, so undefinierbaren Tiere. Es war etwa zwölf Uhr, alle anderen schliefen, nur mein Bettnachbar lag nackt auf seiner Decke, paffte eine Zigarette und suchte ebenso wie ich nach den verdammten Viechern. Was war zu tun? Auf dem Steinboden war es zu kalt um zu schlafen. Ich ging ins WC. im Hemd wie ein Nachtwandler, aber dort war es noch kälter und feuchter. Und da blieb mir eben doch nichts anderes übrig, als wieder in das Schweineneß zu kriechen, Wanzen zu töten und vielleicht doch noch Schlaf zu finden. Und wirklich, gegen zwei Uhr war ich so unempfindlich und erschlagen wie alle anderen und schlief ein.

Als wir um fünf Uhr am Morgen geweckt wurden, waren meine Geschwulste noch größer geworden und hatten eine frenetische Rote angenommen. Man lächelte schadenstroh und froh. Die suppenverteilende Nonne floh ich und verschluckte die Tafeln, die vor jedem Bett ohnangewandt hatten mit dem Namen eines reichen Nizzaer Bürgers, der sie gestiftet hatte. Auf der Straße sah man mich wie einen Ausfägigen an.

Ja, Nizza ist eine herrliche Stadt! Das rauschende Meer, die stolzen Palmen, die schönen Frauen, die Hotelpaläste, wo Geld verschwendet wird und dunkle Dinge geschehen, und wo es ickenflich verwandte Wohlhabtskeller gibt. Wo Arbeitslose und Kriegskrüppel, Erniedrigte und Beleidigte am Morgen um neun ein Stück Brot in Empfang nehmen können und dazu Wasser aus Konservenbüchsen (ich sage die volle Wahrheit). Wo man drei Tage in einem verwandten Bett und drei Tage auf Brettern schlafen kann und nachher auf die Straße getworfen wird. Im herrlichen Nizza, im Riviera-Paradies.

In der folgenden Nacht schlief ich in einem Fischerboot, auf harten Brettern, ohne Brotsuppe und die Qual der Wanzen, aber glücklicher. Die Wanzenstiche trug ich wie die reichen Leute ihre Schmucksachen als Andenken noch einige Tage herum.

## Woher stammt die Haarfarbe?

Trotzdem es längst feststeht, daß die Farbe und Art des Haares ein bedeutungsvoller Bestandteil der Eigenschaften menschlicher Rasse ist und trotzdem man sie insofern mit großem Fleiß beobachtet und beschrieben hat, kennt man über die Tatsache, daß es überhaupt Farbenunterschiede gibt, eigentlich nur Vermutungen. Man hat zwar alle Ursache anzunehmen, daß die frühen Urmenschen mehr oder weniger völlig behaart waren, und man glaubt bei Farbe dieses Felzes ein mittleres Braun — vielleicht mit etwas rötlichem Einschlag — vermuten zu dürfen. Barum jedoch die später folgenden, um vieles höher stehenden Urmenschen in Südfrankreich — man nennt sie nach ihrem Fundort Menschen von Cro-Magnon — denen viele bekannte Forscher bereits blondes Haar und gar fein hell mehr zusprechen, ihre Farbe gewechselt haben, ist noch nicht sicher erklärt. Meist macht man das wahrscheinlich durch Tausende von Jahren andauernde Leben in finsternen Höhlen dafür verantwortlich, so daß das Blondwerden eigentlich ein „Ausbleichen“ wäre — wie ja auch alle Höhlentiere weiß oder farblos sind. Dem sieht freilich entgegen, daß unsere Vorfahren sich von der Jagd ernährten, was wiederum einen ausgedehnten Aufenthalt im Tageslicht voraussetzt. Denn daß die Sonne von größtem Einfluß auf die Farbe des Haares ist, das sieht unanzweifelbar fest.

Aus mikroskopischen Untersuchungen weiß man nun folgendes: Das einzelne Haar, das man sich am besten als sehr elastische Glasröhre vorstellen kann, ist mit einer Masse gefüllt, dem Haarfärbstoff, der dem Pigment, dem Hautfarbstoff, auf das nächste verwandt und wie dieser ein Eiweißprodukt des Körpers ist. Dieser aus Zellen bestehende Haarfärbstoff — die Wissenschaft nennt ihn Keratohalin und weiß, daß er z. B. auch in der Bildung von Sommerprossen beteiligt ist — befindet sich bei Blondinen und Rothhaarigen in einem flüssigen Zustand, wodurch das einzelne an sich farblose Haarröhrchen durchsichtig oder doch durchscheinend, also mehr oder weniger hell bleibt. Braunes Haar ist mit dunklen Körnern dicht angefüllt. Das Barum dieser Unterschiede ist eben die noch ungelöste Frage, und wir haben vorläufig nur gelernt, die Tatsachen festzustellen. Ganz anders steht es mit grauem und weißem Haar. Das einzige graue Haar zeigt bei mikroskopischem Einblick das Bild einer nur teilweife gefüllten Röhre, die zum größeren oder kleineren Teil leer ist, und deren Inhalt eine brüchige, veränderte Form angenommen hat. Ob das Haar nun langsam ergraut und insofern feilischer Erschütterungen — wie das tatsächlich zuweilen eintritt — über Nacht seine Farbe verändert, scheint ohne Bedeutung auf die Wirkung zu sein, denn das Mikroskop berichtet uns im letzten Fall von feiner anderen Erscheinung. Dagegen zeigt sich das weiße Haar als durchaus farblos, und seine vorgetäuschte Farbe ist nichts anderes, als die Brechung der Lichtstrahlen in den leeren Röhren.

Dier durchschauen wir den direkten, wenn auch vielleicht noch nicht völlig den indirekten Zusammenhang. Wir wissen, daß bei hohem Alter ein Teil der weißen Blutkörperchen entartet und andere Körperzellen anfällt und verachert. Die ersten Opfer pflegen nun fast stets



Scheitel in der Mitte?



Sind Sie zufrieden, mein Herr?



Wollen mal sehen.

die Keratohalingellen des Haares zu fein, so daß dieses mit der Zeit seines Inhaltes ganz beraubt wird. Weil dieser Vorgang aller Wahrscheinlichkeit nach eine Folge der schwächeren Arbeit des Verdauungsapparates und der dadurch bedingten schlechteren Ernährung des ganzen Körpers ist, darum ist die Erscheinung des weißen Haares bei jungen, gesunden und kraftstrotzenden Menschen niemals anzutreffen.

Jedenfalls ist durch die unaufhörliche Vermischung der Rassen in Europa eine beinahe unbegrenzte Veränderlichkeit der Haarfarben hervorgerufen worden, so daß man heute bei uns Klima und Vererbung nicht mehr in vollem Maße und in direkter Wirkung als ihre Ursache bezeichnen kann. R. Francé.

## Die letzten Gorillas

Als im „dunkelsten Afrika“ die Kultur immer weiter in die Urwälder vordrang, da mußte es unweigerlich zum Kampfe kommen zwischen dem Menschen und dem Gorilla, der sich bis dahin als den Herrn des Urwaldes betrachtet hatte. Ausgesprochener Vegetarier, dabei sehr wählerisch und bei seinem riesigen Körperbau auf große Nahrungsmengen angewiesen, hat der nomadisch lebende Gorilla die jeweiligen Futterplätze bald abgegrast und die Herde muß weiterziehen. Stößt sie dabei auf menschliche Pflanzungen, so verwüstet sie diese, vom Hunger getrieben, und wird dadurch notgedrungen zum Feind des Menschen. Ein furchtbarer Gegner ist der Gorilla im Nahkampf. Wer in die Reichweite seiner 2,8 Meter spannenden Arme kommt, dessen letzte Stunde hat geschlagen. Die Wunden, die der Gorilla mit seinem Gebiß beibringen kann, sind grauenhaft; wo er einen anpackt, da brechen die Knochen. Den Brustkorb des Gegners drückt dieser Niesennahe ein wie eine Pappschachtel.

So wurde der von Haus aus friedliche Gorilla, der, wo immer es angeht, dem Kampf ausweicht und sich ihm durch die Flucht entzieht,

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt!**



zum gefürchteten Fabelwesen, dem der Mensch alsbald unerbittlich mit der Vernichtung drohte. Als man im äquatorialen Afrika begann, mit modernen Schusswaffen gegen jene schwerfälligen Waldriesen zu Felde zu ziehen, mußte der Affe in diesem ungleichen Kampf unterliegen.

Winnen kurzem waren die Gorillahorden bis auf wenige ausgerottet. Für die überlebenden Tiere hat man auf Fürsprache der Naturforscher der ganzen Welt ein Schutzgebiet, den sogenannten „Nationalpark“, im Belgischen Kongo geschaffen. In Bambuswäldern, die die Berglegel bis zu einer Höhe von 3000 Meter umgürten und so dicht sind, daß man sich den Weg mit der Axt hindurchbahnen muß, haust der Gorilla und bietet hier, in seinem eigenen Revier — von keinem Feind bedroht — ein höchst feierliches Bild. Gewöhnlich streift er durch die Wälder, fast ausschließlich mit Nahrungsaufnahme beschäftigt. Besondere Vorliebe zeigt er für junge Bambustriebe, doch auch das Mark älterer Bambusstängel wird nicht verschmäht. Sehr beliebt ist der wilde Sellerie, der im Gorillaschutzgebiet sehr häufig ist und eine Höhe von zwei Meter und mehr erlangt. Nacht für Nacht baut sich das in vorbildlicher Einsehe lebende Gorillapaar ein primitives Nest aus Gras und Zweigen, das einem Storchennest ähnlich ist, meist zu ebener Erde, doch bisweilen auch in den Zweigen eines Baumes. Dort schläft das Weibchen mit den Jungen, während der Gorillamann, an einen Baum gelehnt, die Familie bewacht. Hier herrschen noch patriarchalische Sitten und Bräuche. Für den Saub, den der Gorillamann seiner Familie angeeignet läßt, muß diese ihn durch die besten Lederbissen entschädigen, die ihm seine stets dienstbeflissene Ehehälfte und die Kinder eifrigs herbeitragen. Lassen sie den gestrenkten Herrn Vater doch einmal zu lange warten, dann kehrt er Chreifeigen, die bei der Riesenkraft des Gorillas nicht leicht zu verschmerzen sind.

### Wußten Sie das schon ?

**Manche Ameisenarten halten Sklaven, die alle Arbeiten ausführen müssen. Sie bekommen diese Sklaven, indem sie fremde Ameisenbauten bekriegen und die Larven entführen, die sie dann ausbrüten und zu Dienern oder Arbeitern ausbilden. Die Diener müssen ihre Herren bedienen, ihnen Nahrung verschaffen und sie sauberhalten. Wenn man aus einem solchen Ameisenbau die Sklaven entfernt, sterben alle anderen Ameisen Hungers, da sie nie selber gelernt haben, sich Nahrung zu beschaffen.**

**Das Gehirn besteht aus zwei Milliarden Zellen.**

**In einigen amerikanischen Eisenbahnzügen gibt es Raucherabteile für Frauen.**

**Das höchstgelegene Postamt der Welt ist in Khari (Tibet). Es liegt 5000 Meter über dem Meerespiegel.**

**Eine aufgestellte Statistik hat festgestellt, daß die Amerikanerinnen jährlich für Puder, Schminke, Haarwäschen usw. zwei Milliarden Dollar ausgeben. In Gebrauch sind etwa 7000 verschiedene Schönheitsmittel.**

**Im alten Griechenland durften nur an Tempeln Siebeln angebracht werden.**

**Hühner, Nashornvögel und Faultiere sind gegen Strichmün unempfindlich.**

**Der türkische Tabak enthält von allen Sorten am wenigsten Nikotin, Virginia-Tabak am meisten.**

**Die erste Umseglung von Afrika fand 600 Jahre vor Christi Geburt (unter König**

Necho von Ägypten) vom Roten Meere aus statt.

**Veneto ist ein dem Saphir ähnlicher Edelstein. Sein einziger Fundort ist Kalifornien.**

**Die Berle entsteht durch eine rein krankhafte Wucherung der die Schale absondernden Körperoberfläche.**

## Heiteres

**Wien bleibt Wien.** Seit Jahren wollte sich Wulle scheiden lassen. Aber Frau Wulle wollte nicht. „Sind Sie jetzt endlich geschieden, Wulle?“ — „Nein, aber Witwer. Meine Frau ist in Wien von einem Auto überfahren worden.“ — „In Wien?“ — Wulle nickt: „Ja — Wien bleibt eben Wien.“

**Zu viel.** Zwei Frauen sitzen im Abteil, die eine mit drei Kindern, die einen fürchtbaren Nadau machen. Die andere Frau beklagt sich darüber. Da seufzt die erste Frau: „Glauben Sie, ich habe noch mehr auszuhalten als Sie. Der Fritz hat vorhin unsere Willette zertrissen, das Mädchen hat ein Fenster im Kapee nebenan eingeschlagen, ich habe mein Portemonnaie zu Hause gelassen und außerdem sitzen wir im verkehrten Zug.“

**Blutsverwandt.** Der amerikanische Senator Chauncey M. Depew, berühmt als witziger Tischredner, erzählt in seinen Erinnerungen von

einem Essen, das die Königin Viktoria zu Ehren der Königin Liliuokalani von den Hawaiiischen Inseln gab. Bei dieser Gelegenheit sagte die dunkelhäutige Liliuokalani zu Queen: „Wissen Eure Majestät, daß wir Blutsverwandte sind?“ — Die Königin Viktoria war ob dieser Frage einigermaßen verwundert. „Ich weiß es nicht“, jagte sie. „Wie sollte das möglich sein?“ — „Nun“, erklärte Liliuokalani gelassen, „mein Großvater hat Ihren Kapitän Cook aufgefressen.“

**Süßch geantwortet.** Ein nettes Mädchen mit rotem Haar steigt in den Autobus und setzt sich neben einen jungen Mann. Der Jüngling rückt beiseite und sagt: „Ich darf nicht zu dicht neben Ihnen sitzen, sonst fange ich Feuer!“ — „Haben Sie eine Angst! Grünes Holz brennt nicht.“

**Alte ging mit ihren sieben Schwestern und ihrer Mutter spazieren. Sie gingen zwei und zwei in Reih und Glied. Da kam eine Dame, redete Alte an und fragte, ob dies ein Pensionat sei. „Nein“, jagte Alte sehr stolz, „das ist alles Privateigentum!“**

**Nur keine Aufregung!** Kitty hat einen neuen Hut. Ein Gedicht! Ein Trauer! Todschick! Kitty besucht mit dem neuen Hut die kranke Freundin Florence. Florences Mann hält sie zurück: „Mit dem Hut können Sie nicht zu meiner Frau!“ — „Warum nicht?“ — „Der Arzt hat ihr jede Aufregung verboten!“

## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau

SCHACHAUFGABE Nr. 208.

Von Gustav Fröhlich, Dresden. („Arb.-Sch.-Z.“, 1931.)

Schw.: Kc5, D18, Ta2, c8, Lb2, h3, Spf2, Bc6, g7. (9)



Weiß: Kg5, Dg6, Td7, Lb1, e7, Spf4, Be6, h7. (8)

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 205: Le5—d6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Ulbert Rudolf, Prosseditz; Dinnebler Emil, Tetschen; Bittner Richard u. Fuchs Hans, Kleinaugezd; Hleke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Lerche Franz, Wolfersdorf; Blaha Karl, Hofmann Willi, Wabra Oskar, sämtlich Ossek; Hyna Josef u. Hyna Franz, Hostomitz; Triltsch Gustav, Wisterschan; Kraus Gerhard, Turn; Walter Ludwig und Robek Franz, Kwitkau.

Schachwettkampf Prag gegen Pilsen.

Die tschechischen Schachgenossen von Pilsen trugen einen, bereits traditionell gewordenen, Massenschachwettkampf gegen die Arbeiter-

Schachvereine Groß-Prags in Pilsen an 50 Brettern aus. Nach einem äußerst spannenden Verlauf gelang es Prag, welche mit allen seinen „Kanonen“ aufmarschiert war, ganz knapp mit 25½:24½ Punkten zu siegen. Von den bisher ausgetragenen Wettkämpfen Prag gegen Pilsen gewann Pilsen dreimal, Prag einmal.

PARTIE 65.

Ang. Damengambit.

Weiß: Garnler, Darmstadt.  
Schwarz: Höfer, Wien.

- |    |         |        |
|----|---------|--------|
| 1. | d2—d4   | d7—d5  |
| 2. | c2—c4   | c7—c6  |
| 3. | Sp1—f3! | d5×c4  |
| 4. | e2—e3   | b7—b5? |

Schwarz sollte seinen Bauern zurückgeben, denn bei der konsequenten Verteidigung desselben bleibt sein Königsflügel in der Eröffnung zurück.

- |    |       |        |
|----|-------|--------|
| 5. | a2—a4 | Dd8—b6 |
| 6. | b2—b3 | Lc8—a6 |

Schwarz spielt gut, entwickelt er doch seine Figuren und hält zugleich seinen Mehrbauern genügend gedeckt.

- |    |          |  |
|----|----------|--|
| 7. | a4×b5!   | c6×b5  |
| 8. | b3×c4    | b5×c4  |
| 9. | Spf3—e5! | Der Ueberfall. Weiß droht Df3 und zugleich Rückgewinn seines Bauern. |

- |    |       |        |
|----|-------|--------|
| 9. | ..... | Db6—b7 |
|----|-------|--------|

Schwarz hebt beide Drohungen auf, weil seine Dame Feld f3 und Bauer g2 bestreicht aber —

- |     |          |        |
|-----|----------|--------|
| 10. | Ta1×a6!! | Db7×a6 |
|-----|----------|--------|

Sp×a6 ist wegen Da4+ noch schlechter und D×b1 verliert auch.

- |     |         |         |
|-----|---------|---------|
| 11. | Lf1×c4  |         |
| 11. | .....   | Da6—b7  |
| 12. | Dd1—a4+ | Spb8—d7 |

Schwarz hat keine Verteidigung mehr.

- |     |         |                   |
|-----|---------|-------------------|
| 13. | Spe5×d7 | Ke8—d8            |
| 14. | Spd7—c5 | Db7—c7            |
| 15. | Lc4×f7  | Schwarz gibt auf, |

denn es droht Matt oder Damenverlust. Man beachte das Typische, den unentwickelten schwarzen Königsflügel.